

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.





**CHRIS HAMMER**



# **OUTBACK**

**Fünf tödliche Schüsse  
Eine unfassbare Tat  
Mehr als eine Wahrheit**

**THRILLER**

Aus dem australischen Englisch  
von Rainer Schmidt

 | **SCHERZ**



Erschienen bei FISCHER Scherz

© Chris Hammer 2018

Die australische Originalausgabe erschien 2018  
unter dem Titel »Scrublands« im Verlag Allen & Unwin, Sydney

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2019 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,  
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-651-02572-1



Martin Scarsden hält auf der Brücke vor der Stadt und lässt den Motor laufen. Die Brücke ist einspurig – man kann weder überholen noch passieren – und wurde vor Jahrzehnten erbaut. Das Holz stammt von den roten Eukalyptusbäumen der Umgebung. Niedrig überquert sie die Flussebene, endlos lang. Ausgetrocknete Planken sind geschrumpft und klappern, Schrauben sind locker, die Bretter zwischen den Pfeilern hängen durch. Martin öffnet die Wagentür und steigt in die Mittagshitze, glühend und trocken wie ein Hochofen. Er legt beide Hände auf das Geländer, aber sogar das Holz ist zu heiß zum Anfassen. Er hebt die Hände wieder, und jetzt klebt abgeblätterte weiße Farbe daran. Mit dem feuchten Tuch, das er sich um den Hals gelegt hat, wischt er sie sauber. Er schaut hinunter, dahin, wo der Fluss sein sollte, und sieht statt des Wassers ein Mosaik aus rissigem Lehm, hartgebacken und zu Staub zerfallend. Jemand hat einen alten Kühlschrankschrank dahin gekarrt, wo einmal Wasser floss, und hat auf die Tür geschrieben: FREIBIER AUF VERTRAUENSBASIS. Die roten Eukalyptusbäume auf der Uferböschung kapieren den Witz nicht; ihre Äste sind zum Teil abgestorben, andere tragen noch spärliche Büschel khakifarbener Blätter. Martin schiebt

seine Sonnenbrille hoch, aber das Licht ist grell, und er lässt sie wieder herunterrutschen. Er greift in den Wagen und stellt den Motor ab. Jetzt ist alles still; die Hitze hat alles Leben aus der Welt gesaugt: keine Zikaden, keine Kakadus, nicht mal Krähen, nur das Knarren der Brücke, die sich in den Klauen der Sonne klagend dehnt und wieder zusammenzieht. Kein Lüftchen regt sich. Der Tag ist so heiß, dass er an ihm zieht und die Feuchtigkeit seines Körpers begehrt. Er spürt, wie die Hitze die dünnen Ledersohlen seiner Großstadtschuhe durchdringt.

Er steigt wieder in den Mietwagen, dessen Klimaanlage sich plagt, und er rollt von der Brücke herunter in die Hauptstraße von Rivers End, in die glutheiße Senke unterhalb der Uferböschung. Hier parken Autos, stehen alle schräg zum Bordstein: SUVs, Farm-Trucks, Stadtautos, alle staubig, keins neu. Martin fährt langsam und hält Ausschau nach irgendetwas, das sich bewegt, das lebendig ist, aber es ist, als fahre er durch ein Diorama. Nach der ersten Straßenkreuzung, einen Block vom Fluss entfernt, als er an einem Bronzesoldaten auf einer Säule vorbeigefahren ist, sieht er einen Mann im Schatten der Ladenmarkisen den Gehweg entlang schlurfen. Er trägt einen langen grauen Mantel, seine Schultern sind krumm, und seine Hand umklammert eine braune Papiertüte.

Martin hält an, setzt sorgfältig im vorgeschriebenen Winkel zurück, aber nicht sorgfältig genug. Er verzieht das Gesicht, als die Stoßstange über den Bordstein schrammt. Er zieht die Handbremse, stellt den Motor ab und steigt aus. Der Bordstein ist beinahe kniehoch und soll Regenfluten abhalten. Jetzt schmückt ihn das Heck des Mietwagens. Martin überlegt, ob er den Wagen von der Betonklippe herunterfahren soll, aber dann lässt er ihn stehen. Der Schaden ist angerichtet.

Er überquert die Straße und tritt in den Schatten der Marki-

sen, aber der schlurfende Mann ist nirgends zu sehen. Die Straße wirkt verlassen. Martin betrachtet die Ladenfassaden. An der ersten ist ein handgeschriebenes Schild mit Klebstreifen an der Glasscheibe befestigt: MATILDA'S SECONDHAND- UND ANTIQUITÄTENHANDLUNG. BEREITS GELIEBTE KLEIDUNG, NIPPES UND KURIOSITÄTEN. GEÖFFNET DIENSTAGS UND DONNERSTAGS VORMITTAGS. Jetzt ist es Montagmittag, und die Tür ist verschlossen. Martin wirft einen Blick ins Schaufenster. Da ist ein mit Perlen besetztes Cocktailkleid auf eine alte Kleiderpuppe drapiert. Ein Tweedjackett mit Lederflicken an den Ellenbogen und etwas ausgefranstem Saum hängt auf einem hölzernen Kleiderbügel, und ein grell orangefarbener Overall schmückt eine Stuhllehne. Ein Eimer aus rostfreiem Edelstahl enthält eine Kollektion ausgemusterter Regenschirme, seit langem unbenutzt und verstaubt. An einer Wand hängt ein Plakat mit einer Frau im Badeanzug, die sich auf einem Strandlaken räkelt, während hinter ihr die Wellen über den Sand rollen. MANLY – MEER UND STRAND, steht auf dem Plakat, aber es hängt schon zu lange im Schaufenster, und die Sonne von Riverina hat das Rot aus der Schwimmerin und das Gold aus dem Sand gebleicht und einen hellblauen Schleier hinterlassen. Ganz unten in der Auslage steht eine Reihe von Schuhen: Bowling-Schuhe, Golf-Schuhe, abgenutzte Reitstiefel und ein Paar blank polierte braune Halbschuhe. Um sie herum, verstreut wie Konfetti, liegen die Leichen von Fliegen. *Die Schuhe toter Männer*, denkt Martin.

Der nächste Laden ist leer. Im Fenster hängt ein schwarzgelbes »ZU VERMIETEN«-Schild, und auf der Scheibe sind die Umrise einer Schrift, die abgekratzt wurde, immer noch lesbar: HAIR TODAY. Er zieht sein Handy aus der Tasche und macht ein paar Fotos, visuelle Gedächtnisstützen, die er zum

Schreiben braucht. Das nächste Geschäft ist völlig verrammelt: zwei kleine Fenster mit Wetterschenkeln am unteren Rand des Rahmens, beide sind mit Brettern vernagelt. Die Tür ist mit einer rostigen Kette und einem Vorhängeschloss aus Messing gesichert. Es sieht aus, als wäre das schon ewig so. Martin fotografiert die Tür mit der Kette.

Als er auf die andere Straßenseite zurückgeht, dringt die Hitze wieder durch seine Schuhsohlen, und er weicht Flecken von halb flüssigem Asphalt aus. Als er den Gehweg und den wohlthuenden Schatten erreicht hat, sieht er zu seiner Überraschung, dass er seinen Wagen vor einer Buchhandlung geparkt hat: THE OASIS BOOKSTORE AND CAFÉ steht auf einer Tafel, die von der Markise baumelt. Die Worte sind in ein langes, verzogenes Brett geschnitzt. Eine Buchhandlung. Was sagt man dazu? Er hat kein Buch mitgebracht, hat bisher nicht mal daran gedacht. Sein Redakteur, Max Fuller, hat ihn in aller Herrgottsfrühe angerufen, ihn an seinem Geistesblitz teilhaben lassen und mit der Story beauftragt. Martin hat hastig gepackt, ist im letzten Augenblick zum Flughafen gekommen, hat die Ausschnitte heruntergeladen, die ihm per E-Mail geschickt worden waren, und ist dann als letzter Passagier über das Rollfeld zur Maschine gerannt. Ein Buch wäre nicht schlecht; wenn er die nächsten paar Tage in dieser trockenen Hülse von einer Stadt aushalten soll, könnte ein Roman ein bisschen Ablenkung verschaffen. Er greift zum Türknauf und rechnet damit, dass auch diese Tür verschlossen ist. Aber die Oase ist offen. Zumindest die Tür ist es.

Drinnen ist es dunkel und verlassen, und mindestens zehn Grad kühler als draußen. Martin nimmt die Sonnenbrille ab; nach der gleißenden Helligkeit auf der Straße müssen seine Augen sich erst an das Dämmerlicht gewöhnen. Die Schaufen-

ter sind mit Vorhängen verhüllt, und davor stehen japanische Wandschirme, eine zusätzliche Barrikade gegen den Tag. Ein Deckenventilator dreht sich sehr langsam; das Einzige, was sich hier sonst bewegt, ist das Wasser, das über die Schieferterrassen eines kleinen Tischbrunnens auf der Theke rieselt. Die Theke neben der Tür ist dem offenen Raum zugewandt, wo zwei Sofas und ein paar durchgesessene Sessel auf einem verschlissenen Teppich zwischen einigen mit Büchern bedeckten Tischchen stehen. Drei oder vier Reihen schulterhoher Bücherregale führen in den hinteren Teil des Ladens. An den Seitenwänden ragen höhere Regale auf. Ganz hinten im Raum sieht man eine hölzerne Schwingtür, wie man sie in Restaurants zwischen Gastraum und Küche findet. Wenn die Bücherregale Kirchenbänke wären und die Theke ein Altar, dann wäre dies eine Kapelle.

Martin geht zwischen den Tischen hindurch zur hinteren Wand. Ein kleines Schild identifiziert den Regalinhalt als LITERATUR. Ein spöttisches Lächeln will sich auf seinem Gesicht ausbreiten, aber es kommt nicht weit, weil sein Blick zum obersten Bord wandert. Dort, säuberlich aufgereiht, Buchrücken an Buchrücken, stehen die Bücher, die er vor zwanzig Jahren an der Uni gelesen hat. Nicht nur dieselben Titel, sondern auch die gleichen zerfledderten Paperback-Ausgaben, sortiert nach seinen eigenen Seminaren. Da stehen *Moby Dick*, *Der letzte Mobikaner* und *Der scharlachrote Buchstabe* links neben *Der große Gatsby*, *Catch-22* und *Herzog*. Da ist *The Fortunes of Richard Mahoney*, *Im Sturm der Gefühle* und *Coonardoo*, dann geht es weiter mit *Freier Fall*, *Der Prozess* und *Der stille Amerikaner*. Vereinzelt sind auch Theaterstücke dabei: *Der Hausmeister*, *Die Nashörner*, *The Chapel Perilous*. Er zieht die Penguin-Ausgabe von *Zimmer mit Aussicht* heraus; der Buchrücken wird durch einen mit den Jahren vergilbten Klebstreifen zusammengehal-

ten. Er klappt das Buch auf und rechnet halb damit, den Namen eines vergessenen Klassenkameraden zu sehen, aber der Name, der ihm entgegenschaut, ist *Katherine Blonde*. Er stellt das Buch zurück, vorsichtig, um es nicht zu beschädigen. *Die Bücher toter Frauen*, denkt er, und er holt sein Handy hervor und macht ein Foto.

Auf dem Bord darunter stehen neuere Bücher, manche sehen beinahe druckfrisch aus. James Joyce, Salman Rushdie, Tim Winton. Er kann kein System erkennen in der Anordnung, nimmt ein Buch heraus, dann noch eins, findet aber keine Namen darin. Er sucht sich zwei Titel raus, dreht sich um und will sich in einen der bequem aussehenden Sessel setzen, als er erschrickt und unwillkürlich zusammenzuckt. Am Ende des mittleren Gangs ist eine junge Frau aufgetaucht.

»Was Interessantes gefunden?« Sie lächelt, und ihre Stimme klingt rauchig. Gelassen lehnt sie sich an ein Regal.

»Das hoffe ich«, sagt Martin, aber er ist nicht annähernd so entspannt, wie er klingt. Er ist verstört, erst wegen ihres Auftauchens, und jetzt wegen ihrer Schönheit. Ihr blondes Haar hat einen zerzausten Bob-Schnitt, und die Ponyfransen berühren die schwarzen Brauen. Ihre Wangenknochen sind wie aus Marmor, und ihre Augen funkeln grün. Sie trägt ein leichtes Sommerkleid und ist barfuß. Sie passt nicht in das Narrativ von Rivers End, das er sich konstruiert hat.

»Wer ist Katherine Blonde?«, fragt er.

»Meine Mutter.«

»Sagen Sie ihr bitte, dass ihre Bücher mir gefallen.«

»Geht nicht. Sie ist tot.«

»Oh. Tut mir leid.«

»Muss es nicht. Wenn Sie Bücher mögen, würde sie Sie mögen. Das Geschäft hat ihr gehört.«

Einen Moment lang stehen sie da und schauen einander an. In ihrem Blick liegt kein Versuch von Rechtfertigung dafür, dass sie ihn mustert, und er sieht als Erster weg. »Setzen Sie sich«, sagt sie. »Entspannen Sie sich ein bisschen. Sie haben einen weiten Weg hinter sich.«

»Woher wissen Sie das?«

»Wir sind hier in Rivers End«, sagt sie und lächelt. Sie hat Grübchen, sieht Martin. Sie könnte ein Model sein. Oder ein Filmstar. »Na los, setzen Sie sich«, sagt sie. »Möchten Sie einen Kaffee? Wir sind ein Café *und* eine Buchhandlung. Damit verdienen wir unser Geld.«

»Gern. Groß und schwarz. Und ein Wasser, bitte.« Plötzlich sehnt er sich nach einer Zigarette, obwohl er seit seinem Studium nicht mehr geraucht hat. Eine Zigarette. Warum jetzt?

»Gut. Bin gleich wieder da.«

Sie geht lautlos den Gang hinunter. Martin schaut ihr nach und bewundert den Schwung ihres Halses. Seine Füße sind dort festgewachsen, wo sie waren, als er sie das erste Mal gesehen hat. Sie verschwindet durch die Schwingtür am Ende des Raumes, aber ihre Gegenwart klingt nach: das cello-artige Timbre ihrer Stimme, die geschmeidige Zuversicht ihrer Haltung, ihre grünen Augen.

Die Schwingtür kommt zur Ruhe, und Martin schaut auf die Bücher in seinen Händen. Er seufzt und verspottet sich insgeheim als traurige Gestalt. Sein Blick geht von den Büchern zu seinen vierzig Jahre alten Händen. Sein Vater hat Handwerkerhände gehabt. Als Kind sind sie Martin so stark, so sicher und so zielstrebig vorgekommen. Er hat immer gehofft, ja, angenommen, dass seine eigenen Hände eines Tages genauso aussehen würden. Aber sie sahen immer noch jugendlich aus, denkt er. Bürohände, keine Arbeiterhände. Wenig authentisch.

Er setzt sich in einen knarrenden Sessel – mit verschlissenem Bezug und leicht zur Seite geneigt – und fängt an, abwesend in einem der Bücher zu blättern. Diesmal erschrickt er nicht, als sie in sein Gesichtsfeld tritt. Er blickt auf. Zeit ist vergangen.

»Hier«, sagt sie und runzelt kaum merklich die Stirn. Sie stellt einen großen weißen Becher auf den Tisch neben ihm. Als sie sich herunterbeugt, nimmt er Kaffeeduft wahr. *Idiot*, denkt er.

»Es stört Sie hoffentlich nicht«, sagt sie, »aber ich habe mir auch einen gemacht. Wir kriegen hier nicht so viel Besuch.«

»Natürlich«, hört er sich sagen. »Nehmen Sie doch Platz.«

Ein Teil seiner selbst möchte Smalltalk machen, sie zum Lachen bringen und bezaubern. Wahrscheinlich weiß er noch, wie das geht – sein eigenes gutes Aussehen kann ihn ja nicht restlos im Stich gelassen haben –, aber wieder schaut er auf seine Hände und lässt es bleiben. »Was machen Sie hier?«, fragt er und ist selbst überrascht von der Direktheit seiner Frage.

»Was meinen Sie damit?«

»Was machen Sie in Rivers End?«

»Ich wohne hier.«

»Das weiß ich. Aber warum?«

Ihr Lächeln verblasst, und ihr Blick wird ernster. »Gibt es einen Grund, weshalb ich *nicht* hier wohnen sollte?«

»Ja, das hier.« Martin umfasst den ganzen Laden mit einer weiten Gebärde. »Bücher, Kultur, Literatur. Ihre Uni-Bücher da drüben auf dem Regal unter denen Ihrer Mutter. Und Sie. Diese Stadt liegt im Sterben. Sie gehören nicht hierher.«

Sie lächelt nicht und runzelt nicht die Stirn. Sie schaut ihn nur an, mustert ihn, zieht das Schweigen in die Länge, bevor sie antwortet. »Sie sind Martin Scarsden, nicht wahr?« Sie schaut ihm fest in die Augen.

Er hält dem Blick stand. »Ja. Der bin ich.«

»Ich erinnere mich an die Berichte«, sagt sie. »Ich bin froh, dass Sie da lebend herausgekommen sind. Es muss schrecklich gewesen sein.«

»Ja, das war es«, sagt er.

Augenblicke vergehen. Martin nimmt einen Schluck Kaffee. Er ist nicht schlecht; in Sydney hat er schon schlimmeren getrunken. Wieder überkommt ihn das seltsame Verlangen nach einer Zigarette. Das Schweigen ist erst unbehaglich und dann nicht mehr. Wieder verstreicht Zeit. Er ist froh, dass er hier ist, in der Buchhandlung Oasis, und mit dieser schönen jungen Frau zusammen schweigen kann.

Sie spricht als Erste. »Ich bin vor achtzehn Monaten zurückgekommen, als meine Mutter im Sterben lag. Ich wollte mich um sie kümmern. Und jetzt ... na ja, wenn ich weggehe, wird der Buchladen, ihr Buchladen, geschlossen. Dazu wird es schon früh genug kommen, aber noch bin ich nicht so weit.«

»Entschuldigen Sie. Ich wollte nicht so direkt sein.«

Sie nimmt ihren Kaffeebecher, umschließt ihn mit beiden Händen. Es ist eine behagliche Geste voller Vertrauen und Anteilnahme – seltsam angemessen trotz der Hitze des Tages. »Und Sie, Martin Scarsden – was machen *Sie* in Rivers End?«

»Ich schreibe eine Story. Mein Redakteur hat mich hergeschickt. Er meinte, es würde mir guttun, mal rauszukommen und ein bisschen gute Landluft zu atmen. »Die Spinnweben wegpusten«, hat er gesagt.«

»Und worüber? Über die Dürre?«

»Nein. Nicht ganz.«

»Du lieber Gott. Die Schießerei? Noch mal? Das ist fast ein Jahr her.«

»Ja. Das ist der Aufhänger. »Ein Jahr später – wie kommt Ri-

vers End zurecht?< Eine Art Porträt, aber von einer Stadt, nicht von einer Person. Wir bringen es am Jahrestag.<

»Ist die Idee von Ihnen?<

»Von meinem Redakteur.<

»Was für ein Genie. Und er hat Sie geschickt? Damit Sie über eine Stadt im Trauma schreiben?<

»Anscheinend.<

»Himmel.<

Wieder sitzen sie schweigend da. Die junge Frau stützt das Kinn auf eine Hand und starrt ein Buch auf einem der Tische an, ohne es zu sehen, während Martin sie forschend ansieht. Er interessiert sich jetzt nicht für ihre Schönheit, sondern denkt nach über ihre Entscheidung, in Rivers End zu bleiben. Er sieht die zarten Fältchen um ihre Augen und vermutet, dass sie älter ist, als er zunächst dachte. Mitte zwanzig vielleicht. Jung, zumindest verglichen mit ihm. Eine Zeitlang sitzen sie so da, ein Tableau einer Buchhandlung. Dann hebt sie den Kopf und schaut ihm in die Augen. Einen Moment später ist die Verbindung hergestellt, und als sie spricht, ist ihre Stimme beinahe ein Flüstern.

»Martin, es gibt eine bessere Story, wissen Sie. Besser, als durch den Schmerz einer trauernden Stadt zu waten.<

»Und die wäre?<

»Warum er es getan hat.<

»Das wissen wir doch, oder nicht?<

»Wegen Kindesmissbrauch? Einem toten Pfarrer so etwas vorzuwerfen ist leicht. Ich glaube es nicht. Nicht jeder Pfarrer ist pädophil.<

Martin hält ihrem durchdringenden Blick nicht mehr stand. Er schaut seinen Kaffee an und weiß nicht, was er sagen soll.

Die junge Frau lässt nicht locker. »D'Arcy Defoe. Ist er ein Freund von Ihnen?<

»So weit würde ich nicht gehen, aber er ist ein ausgezeichneter Journalist. Die Story hat den Walkley-Preis gewonnen. Verdientermaßen.«

»Sie hat nicht gestimmt.«

Martin zögert; er weiß nicht, worauf sie hinauswill. »Wie heißen Sie?«

»Mandalay Blonde. Alle nennen mich Mandy.«

»Mandalay? Nicht schlecht.«

»Meine Mum. Sie liebte den Klang. Stellte sich gern vor, ungebunden um die Welt zu reisen.«

»Und, hat sie es getan?«

»Nein. Sie hat Australien nie verlassen.«

»Okay, Mandy. Byron Swift hat fünf Menschen erschossen. Sagen Sie es mir: Warum hat er das getan?«

»Das weiß ich nicht. Aber wenn Sie es herausfinden könnten, wäre das eine Wahnsinnsstory, nicht wahr?«

»Vermutlich. Aber wenn Sie nicht wissen, warum er es getan hat, wer wird es mir dann erzählen?«

Darauf gibt sie keine Antwort, jedenfalls nicht gleich. Martin ist verwirrt. Er hat gehofft, in der Buchhandlung Zuflucht zu finden, aber jetzt hat er das Gefühl, alles verdorben zu haben. Er weiß nicht genau, was er sagen soll – soll er sich entschuldigen oder locker darüber hinweggehen. Oder soll er sich für den Kaffee bedanken und gehen?

Aber Mandalay Blonde ist nicht gekränkt. Sie beugt sich zu ihm herüber und sagt mit leiser Stimme: »Martin, ich will Ihnen etwas erzählen. Aber Sie dürfen es nicht veröffentlichen und niemandem weiter erzählen. Das bleibt zwischen Ihnen und mir. Ist Ihnen das recht?«

»Warum so geheimnisvoll?«

»Ich muss in dieser Stadt leben, darum. Schreiben Sie über

Byron, was Sie wollen – den kümmert es nicht mehr –, aber bitte halten Sie mich aus der Sache raus. Okay?«

»Natürlich. Was ist es?«

Sie lehnt sich zurück und denkt nach. Martin wird bewusst, wie still es im Buchladen ist; der Raum ist vor äußeren Geräuschen genauso abgeschirmt wie vor Licht und Hitze. Martin hört nur das sanfte Fächeln des Ventilators und das leise Summen seines Motors, das Plätschern des Wasserspiels auf der Theke und Mandalay Blondes langsames Atmen. Mandy schluckt und nimmt ihren ganzen Mut zusammen.

»Er hatte etwas Erhabenes an sich. Wie ein Heiliger oder so.«

»Er hat fünf Menschen umgebracht.«

»Ich weiß. Ich war dabei. Ein paar der Opfer kannte ich, und ich kenne ihre Witwen. Fran Landers ist meine Freundin. Also sagen Sie mir: Warum hasse ich ihn nicht? Warum habe ich das Gefühl, das, was passiert ist, war irgendwie unausweichlich? Warum ist das so?« Ihr Blick ist flehentlich, und ihre Stimme klingt eindringlich. »Warum?«

»Okay, Mandy, erzählen Sie. Ich höre zu.«

»Sie dürfen nichts davon schreiben. Versprochen?«

»Versprochen. Was ist es?«

»Er hat mir das Leben gerettet. Ich verdanke ihm mein Leben. Er war ein guter Mann.« Der Schmerz weht über ihr Gesicht wie der Wind über einen Teich.

»Weiter.«

»Mum lag im Sterben. Ich wurde schwanger. Nicht zum ersten Mal. Ein One-Night-Stand mit irgendeinem arschloch unten in Melbourne. Ich dachte an Selbstmord, denn ich sah keine Zukunft mehr, zumindest keine, die zu erleben sich lohnte. Diese beschissene Stadt, dieses beschissene Leben. Und das hat er gesehen. Er kam in den Buchladen, fing an zu flachsen und zu

flirten wie immer, und plötzlich hörte er auf. Einfach so. Er sah mir in die Augen und wusste Bescheid. Und es kümmerte ihn. Er sprach mit mir, eine Woche lang, einen Monat lang, und er redete es mir aus. Zeigte mir, wie man aufhört zu rennen, zeigte mir den Wert von allem. Er war fürsorglich, er hatte Mitgefühl, er verstand den Schmerz anderer. Leute wie er missbrauchen keine Kinder. Wie könnten sie das?« Leidenschaft liegt in ihrer Stimme, Überzeugung in ihren Worten.

»Glauben Sie an Gott?«, fragt sie.

»Nein«, sagt Martin.

»Ich auch nicht. An das Schicksal?«

»Nein.«

»Da bin ich nicht so sicher. Und Karma?«

»Mandy, worauf wollen Sie hinaus?«

»Er kam immer in den Laden, kaufte Bücher und trank Kaffee. Anfangs wusste ich nicht, dass er Pfarrer war. Er war aufmerksam, charmant und anders. Ich mochte ihn. Und Mum mochte ihn auch. Er konnte über Bücher sprechen, über Geschichte und Philosophie. Wir haben uns immer gefreut, wenn er vorbeikam. Ich war enttäuscht, als ich erfuhr, dass er Pfarrer war; irgendwie hatte ich ein Auge auf ihn geworfen.«

»Er auf Sie auch?« Es fällt ihm schwer, sich einen Mann vorzustellen, der kein Auge auf sie werfen würde.

Sie lächelt. »Selbstverständlich nicht. Ich war schwanger.«

»Aber Sie mochten ihn.«

»Alle mochten ihn. Er war witzig, charismatisch. Mum lag im Sterben, die Stadt lag im Sterben, und da war er: jung, vital und unbeugsam, erfüllt vom Glauben an sich selbst und voller Verheißung. Und bald war er mehr als das; er war mein Freund, mein Beichtvater, mein Retter. Er hörte mir zu, er verstand mich, verstand, was ich durchmachte. Ohne über mich zu ur-

teilen, ohne mich zu ermahnen. Er kam immer, wenn er in der Stadt war, und wollte wissen, wie es uns ging. In Mums letzten Tagen, im Krankenhaus unten in Bellington, hat er sie getröstet, und er hat auch mich getröstet. Er war ein guter Mann. Und dann war er auch weg.«

Es wird still, und diesmal ist es Martin, der als Erster spricht.  
»Haben Sie Ihr Baby bekommen?«

»Ja. Liam. Er schläft. Ich mache Sie miteinander bekannt, falls Sie noch da sind, wenn er aufwacht.«

»Das würde mich freuen.«

»Danke.«

Martin wählt seine Worte sorgfältig; zumindest bemüht er sich, aber er weiß, dass man die richtigen Worte niemals findet.  
»Mandy, ich verstehe, dass Byron Swift gut zu Ihnen war. Ich kann ohne weiteres akzeptieren, dass er nicht durch und durch schlecht, sondern ein aufrichtiger Mann war. Aber das gibt ihm keine Absolution, nicht für das, was er getan hat. Und es bedeutet nicht, dass die Vorwürfe nicht stimmen, tut mir leid.«

Was er da sagt, überzeugt sie nicht, sondern verstärkt ihre Entschlossenheit. »Martin, ich sage Ihnen, er hat in meine Seele geschaut und ich in seine. Er war ein guter Mann. Er wusste, dass ich leide, und er hat mir geholfen.«

»Aber wie vereinbaren Sie das damit, dass er hat einen mehrfachen Mord begangen hat?«

»Ich weiß. Ich weiß. Ich kann es nicht damit vereinbaren. Ich weiß, was er getan hat, und ich leugne es nicht. Es macht mich fertig, die ganze Zeit. Der einzige wirklich anständige Mensch neben meiner Mutter, den ich je kennengelernt habe, erweist sich als Horrorshow. Aber jetzt kommt's: Ich kann glauben, dass er diese Leute erschossen hat. Ich weiß, er hat es getan. Es klingt auch wahr, ja, es fühlt sich auf eine perverse Weise richtig an,

auch wenn ich nicht weiß, warum er es getan hat. Aber ich kann nicht glauben, dass er Kinder missbraucht hat. Als Kind bin ich schikaniert und herumgeschubst worden, als Teenager hat man mich verleumdet und begrabscht und als Erwachsene geschnitten, kritisiert und gemobbt. Ich hatte eine Menge gewalttätige Freunde – ja, ich hatte praktisch keine anderen, nur diese narzisstischen Arschlöcher, die immer an sich selbst denken. Liams Vater ist einer davon. Ich kenne die Mentalität. Ich habe sie aus der Nähe gesehen, in ihrer ganzen Abscheulichkeit. Aber er war nicht so. Er war das genaue Gegenteil. Er war fürsorglich. Und das macht mich fertig. Ich glaube nicht, dass er Kinder missbraucht hat.<

Martin weiß nicht, was er sagen soll. Er sieht die Leidenschaft in ihrem Gesicht, hört die Inbrunst in ihrer Stimme. Ein fürsorglicher Massenmörder? Er sagt nichts, schaut in Mandalay Blondes verstörte grüne Augen.